Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiunddreißigster Jahrgang

Nr. 3 — Marburg i. H., den 17. Januar — 1918

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,30 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202

Inhalt: Arbeiten und nicht verzweifeln — Theosophie. 2. Theosophie und Christentum. Erste Hälfte — Das künftige Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen in Deutschland 3. Auf der inneren Linie, gegen zwei Fronten — Baltentum und Deutschtum — Kirchliche Chronik — Vom Tage 14. Dunkelheit — Verschiedenes: Ich warte (Bruck); Deutsche Volkshochschule (Tanzmann); Religionsunterricht einst, jetzt und künftig (Penzig); Kriegsandachten (Seilacher); Seligpreisungen (Uhlig); Von der Hoheit des Christenlebens (Hupfeld); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Arbeiten und nicht verzweifeln

Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit: wohl dir, du hast es gut.
Psalm 128, 2

Bei vielen unsrer Freunde hängt ein Blatt von Beate Bonus an der Wand: Carlyles Spruch „Arbeiten und nicht verzweifeln". Ein Pflug, von zwei starken Armen und festen Fäusten gefaßt und geführt; darüber eine schwarze Wolke, hinter der helle Sonnenstrahlen siegreich hervorbrechen.

Diesen Spruch, diese Zuversicht brauchen wir notwendiger als je. Wann und wie auch der Friede kommen mag, er wird eine Zeit äußerster Anstrengung mit sich bringen. Wiederaufbau wird die Losung sein. Aber unter was für Bedingungen? Ich sprach einmal in einer Gesellschaft von Friedensfreunden über den inneren Gewinn dieses Krieges und führte unter Andern aus, wie das eine wunderschöne Zeit sein werde, wenn wir mit neuen Kräften und Zielen werden wieder Hand anlegen dürfen an die Aufgaben des Friedens. Da wurde ich durch harten Widerspruch unterbrochen: „Eine schreckliche Zeit!" — Nun, wir haben zu wählen. Es steht bei uns, nicht bei unsrer äußeren Lage, was es für eine Zeit sein wird, eine wunderschöne oder eine schreckliche.

Ganz gewiß, es wird an Vielem fehlen. An Menschen, an Kapital. Mancher wird daran verzagen, sein Geschäft wieder aufzurichten. Etliche werden mit halben Gliedern und halben Sinnen sich ein neues ungewohntes Dasein schaffen müssen. Das ganze Volk wird ungeheuere, für den schlichten Verstand unvorstellbare Lasten abzutragen und zu tragen haben.

Da ist es nun selbstverständliche Pflicht unserer Berufenen und Verantwortlichen, die Bedingungen, unter denen wir in diese nächste Zukunft hineingehen, so günstig wie möglich zu gestalten. Von den Kanzeln aber, in der Gemeinde, aus der Bibel heraus und aus unsrer christlichen Erfahrung wollen wir etwas Andres vernehmen. Nämlich dies: „So ihr werdet sagen zu diesem Berge: Hebe dich auf und wirf dich ins Meer! so wird es geschehen."

Ein solcher Berge hebender Glaube, der muß unsre Seele, unsres Volkes Seele, aller Guten Seele erfüllen — sonst können wir es unmöglich zwingen. Ich sagte: aller Guten Seele. Ja die Guten sollen an solchem Glauben wirklich etwas voraushaben vor den Andern, die nur ihrer Selbstsucht fröhnen. Oder muß es bei dem Fluche bleiben: „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts"? Laßt uns mit heiliger Klugheit und Entschlossenheit in die neue Weltperiode eintreten, uns heute schon darauf rüsten!

Glaube wandelt ja Fluch in Segen. Ihm ist, wie Gott, kein Ding unmöglich. Er arbeitet und verzweifelt nicht. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" — das war der Fluch, um die Sünde. Und „Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut" — das ist der Segen, in den der Fluch verwandelt ist, um die Gerechtigkeit. Um deine, nein um Gottes Gerechtigkeit. „Denn immer wird uns mehr beschert, als wir zusammen alle wert."
R

Theosophie

II. Theosophie und Christentum

1

Es ist der verhängnisvolle Irrtum der Theosophie, daß sie in den verborgenen seelischen Fähigkeiten etwas wesentlich Göttliches sieht, während sie doch etwas wesentlich Menschliches sind. Begünstigt wird der Irrtum durch die Sprachverwirrung, die über das Wort „Seele" herrscht. Man versteht darunter einerseits das, was der Gegenstand der Psychologie ist, wie es der wissenschaftliche Sprachgebrauch tut, andrerseits das im Menschen, was nicht von dieser Welt ist, das Unendliche, Göttliche in ihm, das sein geistiges Leben im Innersten zusammenhält und der ruhende Pol im Fluß der bewußten und unterbewußten geistigen Bewegung ist, wie es der religiöse Sprachgebrauch tut. Diese göttliche Seele hat einen besonderen Sinn, mit dem sie spürt, schaut, versteht, entdeckt, findet, und eine besondere Kraft, mit der sie erlösend, wiederherstellend, vollbringend, erfüllend, schöpferisch wirkt. Das ist das, was „Glaube" in seiner ursprünglichen Wahrheit und Vollmacht ist. Das ist also eine in unserm metaphysischen Kern verborgen ruhende göttliche Fähigkeit, also etwas wesentlich anderes als alle okkulten Fähigkeiten. Die okkulten Fähigkeiten sind wie alle offenbaren geistigen und sinnlichen Fähigkeiten die endlichen Organe des Glaubensvermögens der unendlichen Seele, mit Hilfe deren sie in dieser Welt lebt und durch dieses Leben ihre zeitliche Bestimmung erfüllen soll.

Es ist also direkt irreführend, wenn die okkulten Fähigkeiten als „in der Seele schlummernde höhere Anlagen" bezeichnet werden, falls man unter „Seele" das verlorene göttliche Innerste im Wesen unsers wahren Selbst versteht, das Jesus retten wollte. Und wenn „im Körper ein von ihm unterscheidbarer, vielfach gegliederter seelischer Organismus" ist, mit dem „man ganz natürlich in die höhere Welt hineinragt", so verwirrt man die Gemüter, wenn man behauptet, damit begründe man die Jenseitsgewißheit der unsterblichen Seele. Andrerseits ist die Seele allerdings voll geheimer Kräfte, aber das sind alles Glaubenskräfte und Glaubensklarheiten. Und die religiöse Empfänglichkeit ist etwas ganz anderes als „die Regung okkulter Seelenkräfte". Sie ist die Regsamkeit und Reizsamkeit des Metaphysischen in uns.

Diese Irreführung ist geradezu religiös verwüstend. Denn sie vertauscht einerseits das wesentlich Göttliche in uns mit okkulten Erscheinungen und Fähigkeiten und entwertet andrerseits unsre gewöhnlichen Erlebnisse als göttliche Offenbarungen und Heimsuchungen gegenüber okkulten Erfahrungen, die als direkte übernatürliche Manifestationen gelten. Ein Beispiel: Als jemand von einer Hellseherin alles Mögliche aus der eigenen und elterlichen Vergangenheit erfuhr, schrieb er mir: „Endlich habe ich etwas von dem Transzendentalen erlebt, von dem Sie reden," worauf ich ihm nur antworten konnte: „Sie haben ebensowenig davon erlebt, als wenn Ihnen Ihre Amme etwas von Ihrer Kindheit erzählt hätte." So verschüttet die Theosophie theoretisch und praktisch den Glauben durch ein mediales Wissen vom

Z. XI.

okkulten Wesen des Menschen und trennt den Vater und sein Kind durch die Zwischenschichten höherer Welten und Wesen.

Und diese Fremdstoffe soll sich das Christentum einverleiben! Was sind alle Anfechtungen des Glaubens durch das Wissen des Zeitgeistes, die ja ohne weiteres in sich zusammensinken, wenn man dieses göttliche Vermögen und seine Klarheiten kennt, gegenüber der Ueberwucherung der Seelen durch okkulten Aberglauben und die Vortäuschung ihrer Kräfte durch okkulte Fähigkeiten! Und sollen wir uns jetzt, wo man immer noch so wenig vom echten Glauben kennt, daß man ihn mit Rechtgläubigkeit verwechseln kann oder in ihm eine Ueberzeugung von Heilstatsachen und ein Vertrauen darauf sieht, in der Sehnsucht, daß uns „der Glaube offenbart" werde, durch theosophische Ergriffenheiten und Hingabe an ihre Geisterwelt befriedigen lassen, statt danach zu trachten, daß wir von Gott ergriffen werden und er sich im Leben der Gottergebenen offenbare! Mich jammern die Menschen, die rechts von der Theosophie, links von der materialistischen Philosophie und hinten vom religiösen Dogmatismus hin und her gezerrt werden. Wie sollen sie zum Glauben kommen!

Selbst für die Hilfe der Theosophie gegen den Materialismus müssen wir uns bedanken: Mag er noch herrschen, wie Rittelmeyer meint, oder als Weltanschauung jedenfalls gründlich gebrochen sein, so sehr er als Lebensart, wie es immer war und gar nicht anders sein kann, die Menge der sinnlichen Lebewesen unter uns durchdringt: erschüttert wird er nur durch den Hunger der Seele als dem Selbsterlebnis der Seele. Das allein hat seinen Bann gebrochen, nicht die philosophische und theologische Polemik gegen ihn und nicht der Spiritismus, der sich auch mit seinen experimentellen Beweisen der Unsterblichkeit legitimieren und seine neue Begründung der Gottesgewißheit empfehlen wollte. Die Theosophie aber beschwichtigt den Hunger der Seele nur durch ein Surrogat des lebendigen Wortes Gottes, das wir in allem, was uns begegnet, vernehmen sollen, und versenkt die Erwachenden wieder in okkulte Träume. Und selbst wenn sie den materialistischen Monismus durch die Steinersche Geisteswissenschaft erschüttern könnte, brächte sie doch die Menschen nicht der Wahrheit und dem Leben näher, das Jesus verkörperte und brachte. Wir müssen darum ihren Hilfsdienst zurückweisen und erinnern uns dabei des Schlusses der Geschichte vom armen Lazarus. Als der Reiche in der Hölle und Qual war und Abraham bat, er möge Lazarus zu seinen fünf Brüdern schicken, damit sie nicht auch sein Los teilten, antwortete ihm Abraham: Sie haben Moses und die Propheten, laß sie dieselben hören. Und als jener einwendete: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße tun, antwortete Abraham: Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, selbst wenn jemand von den Toten auferstünde.

2

Es ist von Steiner sehr anerkennenswert, daß er seine Geisteswissenschaft scharf von jeder Religion trennt. Nur kann er es leider nicht verhüten, daß sie sich bei den meisten seiner Anhänger an die Stelle der Religion setzt. Wenn selbst Rittelmeyer das Christentum mit der theosophischen Weltanschauung und theosophischen Praxis ergänzen, erweitern und bereichern möchte, ist es dann zu verwundern, wenn es bei den meisten Anderen von ihr verschlungen wird, oder sie ihm ganz entfremdet werden? Der okkulte Sauerteig durchdringt das Christentum und macht es zu etwas ganz Anderem, als es eigentlich sein sollte: zu einem Geheimwissen vom verborgenen Göttlichen unter vielen Geheimwissenschaften, zu einer Ethik unter anderen Spielarten althergebrachter Sittenlehren. Um so leichter als die religionshistorische Forschung, die keinen Blick für das wesentlich Andere und Einzigartige der von Jesus ausgehenden Schöpfung hat, das Christentum in die Kategorie der Religionen einreiht, in die es nach seinem ursprünglichen Wesen gar nicht paßt und gehört.

Was sich mit Jesus ereignete, war der Anbruch einer neuen Schöpfung auf dem Gebiete des menschlichen Wesens und Lebens, ein objektives Geschehen im persönlichen Leben der Menschen. Es war Geschichte, Gottesgeschichte und Reich-Gottesgeschichte. Weltanschauung und Moral waren Auswirkungen, aber nicht das Wesentliche der Erlösung, Erneuerung und schöpferischen Entfaltung der Seele und des eigentümlichen Lebens das daraus entsprang. Und das Ziel war Wiedergeburt der Menschen und Neuverfassung von allem, was menschlich ist: die seelische Weltordnung, das Reich Gottes. Dieses Erlösen, Wiederherstellen und Schaffen Gottes soll zur Vollendung der Menschen zu ihrer ursprünglichen Bestimmung auf der Erde führen. Es zielt also auf das irdische Diesseits trotz aller eschatologischen Katastrophen, von denen man eine Beschleunigung der Entwicklung erhoffte.

Die Verwirklichung dieses Vorhabens Jesu kann die Theosophie nicht herbeiführen, sondern nur stören und aufhalten. Sie hat es schon einmal getan, als die Gnosis in die alte Kirche eindrang. Der magisch-heidnische Sauerteig konnte damals nicht ausgefegt werden, ohne daß eine Infektion davon zurückblieb und das Blut verdarb. Und der Kampf, den die Kirche führen mußte, drängte sie von ihrer ursprünglichen Bahn ab. Wir leiden heute noch unter den Nachwirkungen der Auseinandersetzung mit der Gnosis. Denn die Verkümmerung des echten Glaubens unter der Rechtgläubigkeit, die Lähmung der schöpferischen Entfaltung des heiligen Geistes in einer neuen Menschheit durch den dogmatischen Panzer, den man sich gegen die Angriffe der Gnosis schuf, ist eine Folge jenes ersten Einbruchs der okkulten Weltanschauung. Diese Erfahrungen sollten uns schrecken und uns antreiben, alle Energie auf das Ursprüngliche, Echte und Wesentliche des Evangeliums Jesu zu sammeln und zu richten, damit es in uns verwirklicht wird, und uns den Winden fremder Lehre zu verschließen, die uns nur um seine Wahrheit betrügen können.

Ich bin der Letzte, der leugnen möchte, daß die Selbstoffenbarung der Wahrheit in allen Zeiten und Zonen empfängliche Menschen begnadet, daß Gott nicht nur vor Christus, sondern auch nach ihm in Asien wie Europa manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat. Aber es ist ein Irrtum des Intellektualismus, wenn man meint, durch Verschmelzung aller echten Wahrheitselemente der Wahrheit näherkommen zu können. Sie würden sich nur gegenseitig verderben, denn sie sind leblos, wenn sie nicht in uns selbst aufgehen. Man kann die Wahrheit nicht mosaikartig zusammensetzen. Sie muß in uns wachsen, in, mit und unter der schöpferischen Entfaltung der Seele. Und wir verstehen eine Klarheit, z. B. des Laotse, nur dann an sich und in ihrer organischen Stellung, wenn der gleiche Wahrheitssproß in uns ausschlug. Hüten wir uns darum vor fremder Wahrheit und widerrechtlicher Aneignung. Auch hier kann sich ein Mensch nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben. Deshalb würde uns die von Rittelmeyer vorgeschlagene Amalgamierung der christlichen und theosophischen Weltanschauung nur die religiöse Klarheit, die wir haben, verdunkeln und uns fremden Meinungen preisgeben, denen wir nicht gewachsen sind, weil sie nicht in uns gewachsen sind.

Vor allem aber würde dann wieder das Interesse von dem Einzigen, was not tut, vom Reiche Gottes, von der Wiedergeburt und der Neuordnung aller Dinge durch den heiligen Geist auf Weltanschauung oder vielmehr Weltallanschauung, auf ein Panorama des kosmischen, vor- und nachkosmischen Seins abgelenkt, und die suchende Welt würde sich darin verirren und verlieren, statt Gott in Christus zu finden und seine Erlösung zu erleben. Das Christentum würde auffliegen in Spekulationen und verkümmern in Träumen, statt Jesus auf der Erde zu verwirklichen. Ob es heute noch die Kraft hätte, den fremden Sauerteig wieder auszufegen und die Zentrifugalkraft der Theosophie zu überwinden, um sich in seinem Eigentlichen neu zu verfassen? Da wir heute noch um diese Neuverfassung seit dem ersten Einbruch der Theosophie ringen und noch nicht einmal des intellektualistischen griechischen Sauerteigs, der uns daran hindert, Herr geworden sind, so sehe ich keine Aussicht dazu.

(Die zweite Hälfte dieses zweiten Artikels folgt)

Das künftige Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen in Deutschland

3. Auf der inneren Linie, gegen zwei Fronten

Wer die Möglichkeit einer Verständigung zwischen den beiden Konfessionen ernsthaft durchdenkt, wird rasch zu der Erkenntnis kommen: wir haben für eine solche Annäherung schlechter-

dings keine Tradition. Es ist die Lage ganz ähnlich, wie ich sie gegenüber dem Weltfrieden geschildert habe, der diesem Weltkriege ein Ende machen soll (1916, 49). Nur daß die Schwierigkeit weniger in der Breite und Fülle der Verwickelungen liegt als in der Tiefe und im Alter. Weder die Religionsgespräche von einst, noch der Synkretismus, noch die Aufklärung mit ihren nivellierenden, die Romantik mit ihren idealisierenden Kräften, noch die Wiedervereinigungs-Versuche, wie sie zwischen der abendländischen und morgenländischen, auch der anglikanischen Kirche stattfanden, haben irgend Vorarbeit getan für das, was heute auf deutschem Boden geschaffen werden muß. Es ist ganz und gar Neuland, was wir mit unserm Friedenswillen betreten.

Die Friedensarbeit wird zugleich ein Kampf sein. Ein Kampf gegen zwei Fronten. Ebenso die Katholiken wie die Protestanten, die den Frieden wollen, werden es zu tun bekommen mit den Gliedern der eigenen Kirchengemeinschaft, die eine Gefährdung und Verleugnung der eignen Sache darin sehen. Und sie werden alle Ursache haben, auf der Hut zu sein gegenüber jenen Genossen der andern Macht, die den heutigen Zustand der Feindschaft für den von Gott und der Geschichte gewiesenen ansehn. Es wäre eine kindliche und schädliche Einbildung, wollte man sich den andern Teil je als eine Einheit von Friedenswilligen vorstellen. Von da her ziehen auch die ihr starkes Recht, die auf der eigenen Seite die Friedenshand weigern. Es wird gelten, zu beiderlei Gruppen das rechte Verhältnis zu finden: zu den Kriegsentschlossenen drüben wie hüben; mag das jenen gegenüber leicht scheinen (menschlich leicht), so wird es auch diesen gegenüber sich natürlicher und einfacher gestalten, als dem Prizipienstreiter möglich scheint. Denn eine innere oder äußere Absonderung von diesen Elementen der eigenen Gemeinschaft kommt ja so wenig in Frage wie eine Trennung von dem Körper dieser Gemeinschaft selbst. Die Treue zu dem Ganzen, dessen Glied man ist, bleibt im Gegenteil die Grundvoraussetzung der neuen Beziehung, die man zum Widerpart sucht. Ein Beteiligter, der diese innige Einigkeit mit seinen alten Bankgenossen verlieren würde (ich denke an die Kirchbank), würde für diesen Verständigungsfrieden jeden Beruf und Wert verlieren.

„Gegen zwei Fronten“ — das bedeutet also nicht Kampf oder Bruch, sondern nur Auseinandersetzung, Orientierung, richtige Einschätzung der Elemente, mit denen als wehrenden und hindernden man es zu tun haben wird. Will man die Rede noch deutlicher, so kann ich etwa sagen: wir Protestanten werden auf unsern Evangelischen Bund so wenig verzichten wie die Katholiken auf ihren Jesuitenorden, aber die Friedensfreunde beider Konfessionen werden für die gemeinsame Absicht eben an diesen und verwandten Stellen großer Widerstände gewärtig sein müssen.

Dem entgegen haben wir für uns den uns heute so vertrauten Vorteil der „inneren Linie“. Es besteht auch zwischen den Fanatikern, will sagen Bekennern der religiösen Spaltung eine Verwandtschaft, ja Freundschaft, ohne Bündnis, ja ohne Wort; eine Gemeinsamkeit der Interessen, ein unwillkürliches, auch unbewußtes Sich-in-die Hände-Arbeiten, ein Von-einander-Leben, das dem Beobachter von Polemik und Politik bei einiger Aufmerksamkeit sich leicht entschleiert. Aber immer bleibt es äußere Linie, und die Einheit des Geistes und des Kommandos mangelt naturgemäß. Dagegen wir, die den Frieden suchen, müssen Fühlung gewinnen, der Einigkeit im Geist uns bewußt werden, schließlich auch Einheit des Handelns anstreben. Das alles ist recht wohl möglich, sobald wir uns nur darüber klar sind, daß die innere Linie unser ist. Wie so?

1. Der Gedanke einer konfessionellen Annäherung ist erwachsen auf dem Boden einer Tatsache. Das ist die Tatsache dieses Krieges, seiner Gefahr und Abwehr als eines Katholiken wie Protestanten gleich bedrängenden Schicksals. Auf deutschem Boden erlebt: dies ist der geschichtliche Ausgang, dies allein geht uns an. Was die beiden Konfessionen in andern Ländern mit einander erlebt haben, etwa in England oder in Amerika, wissen wir nicht und bewegt uns jetzt nicht. Welche Folgen eine etwaige Annäherung auf deutschem Boden für unser Verhälinis zum Katholizismus überhaupt nach sich ziehen mag, ist völlig „spätere Sorge“, kann nur die Bedeutung eines gelegentlichen Fernblicks für uns haben. Genug, unsre ganze Ueberlegung setzt diesen Krieg voraus. Und zwar nicht nur das gemein-Menschliche, daß wir uns zusammen gleichen Loses erwehren mußten, sondern auch das Besondere, nicht Selbstverständliche: daß nämlich unsre katholischen Brüder bei der Wahl zwischen ihrer völkischen Gemeinschaft mit uns deutschen Protestanten und ihrer kirchlichen Gemeinschaft mit den katholischen Franzosen restlos offen und deutlich sich für uns, ihre protestantischen Volksgenossen, erklärt und mit uns gemeinsame Sache gemacht haben. Die Freiburger Abwehrschrift ist dafür die ewige umfassende Urkunde; ein ganzer Wald von Zeugnissen, vom maßgeblichen Bischofswort bis zum unmaßgeblichen Zeitungsartikel, steht um sie her. Die Annäherung auf dieser Basis, in dieser Form ist und bleibt geschichtliche Tatsache.

2. Von hier aus besinnt man sich darauf, daß die beiden Konfessionen auch religiös ihr Gemeinsames haben. Die Annäherung fand statt gewissermaßen auf fremdem, nationalem Boden. Sie vollzog sich da naiv, natürlich, von selbst. Ein andres Moment als das, worin ihr beiderseitiges Dasein beruhte, führte die geschiedenen Teile zusammen. Aber indem sie sich fanden, mußte zum mindesten die Frage entstehen, ob man nicht auch im Eigensten sich näher stünde als man meinte, so nahe, daß man sich verstehen und vertragen könnte. Man vertrug sich, also sollte man sich auch verstehen. Und wenn das einstmalige Auseinandergehen der beiden Religionsgemeinschaften um der Religion willen stattfand, so war doch eben das Hangen an der Religion die Ursache des Bruchs, und also wiederum das Hangen an der Religion ein Gemeinsames, ja das Tiefste von Gemeinsamkeit, was möglich war. Und also liegt im Wesen der beiden Konfessionen wie der Grund ihrer Spaltung so auch der Anspruch ihrer Zusammengehörigkeit. Nur die Form und Formel muß gefunden werden, in der diese ebenso zum Ausdruck kommt, wie jene einst im Auseinandergehen zum Ausdruck gekommen ist. Statistisch, politisch, kirchenhistorisch sind die beiden Konfessionen „Christenheit“, „abendländische Christenheit“; also ihr Eines Gesicht ist nicht einfach verloren gegangen. Es schaut uns oft genug an, ohne daß wir es wissen. So bedarf es nur der Salbe, uns die Augen dafür aufzutun, das gemeinsame Erbe uns als solches bewußt und lebendig zu machen. Daß wir nicht nur wissen: es ist da; sondern auch: es ist für uns beide da; es hält uns zusammen, und wir dienen dadurch mit einander der Welt.

3. So weit liegt die Sache ganz einfach. Fast wundert man sich, daß da so schwere Widerstände zu überwinden sein sollen. Aber es ist die alte Erfahrung von den leicht bei einander wohnenden Gedanken und hart auf einander stoßenden Sachen. Gerade wie die Dinge liegen, und wie wir sie heute empfinden, kann von keinerlei Herrschaft dieses gemeinsamen christlichen Namens und Erbes die Rede sein auf Kosten der Eigentümlichkeit beider Konfessionen. Wir wollen evangelisch und protestantisch bleiben, sie katholisch und römisch! Jede Union oder Reunion ist damit ausgeschlossen. Aber schon auf diesem Punkte reagieren beide Teile doch ganz verschieden. Wir Protestanten haben es leichter von unserm Individualismus aus, den Katholiken gelten zu lassen, und sind doch, weil von seiner Kirche anscheinend „abgefallen“ fortwährend in der Versuchung, ihm unser Daseinsrecht durch einschneidende Polemik zu erweisen. Die Katholiken haben es von ihrem Gemeinschafts- und Einheitssinn aus leichter, das Gemeinsame zu suchen, zu hoffen und zu sehen, nehmen aber gerade an unserm persönlichen Unabhängigkeitswillen heiligen Anstoß als an der größten Ketzerei und wissen aus ihrer Not mit uns keinen andern Ausweg als den der Propaganda. Hie Polemik, dort Propaganda! So verschieden die Losungen, sie sind die eigentlichen Gegenstücke im Gesamtbilde. Wir sind auf der Höhe unsers kirchlichen Selbstgefühls, wenn wir uns in statu confessionis befinden und protestieren; die Katholiken fühlen sich uns gegenüber am meisten, wenn sie uns mit verlangenden Herzen hineinziehen in die Gemeinschaft ihrer allein selig machenden Kirche.

Es wird ein Meisterstück sein, über diesen klaffenden Unterschied hinwegzukommen. Familienzwist ist am schwersten zu

schlichten. Alt eingefressener zumal. Und doch gelingts auch wieder. Doch bricht der Familiensinn glücklich durch, da wir es noch kaum hofften. Und wir Friedfertigen in beiden Kirchen haben hier den zwei Jahrtausende umfassenden geschichtlichen Zusammenhang für uns. Wir haben die innere Linie. Es wird alles darauf ankommen, daß wir sie ausnützen. Es wird eine Weise des Vorgehns gefunden werden müssen auf Grund dieser Voraussetzung. Ehe wir den Konfessionen zumuten, daß sie sich verstehen und vertragen, werden wir uns selber verständigen müssen. R

Baltentum und Deutschtum

Anfangs der neunziger Jahre hörte ich als Student in Berlin auf einem Kommers des Vereins Deutscher Studenten eine Rede von Adolph Wagner. Er erzählte, wie er als junger Freiburger Professor mit Freunden auf einer Wanderung im Schwarzwald im Jahre 1870 zum Straßburger Münster hinübergeschaut und die Hoffnung bekannt habe: Der Münsterturm wird noch einmal wieder deutsch! Dann fuhr Wagner fort: „Damals wollte niemand daran glauben, aber wenige Jahre später war der Bau Erwins von Steinbach doch wieder deutsch geworden! Es gibt noch einen andern deutschen Dom hoch im Norden, in einem Lande, das auch einmal deutsch war, und es ist noch nicht aller Tage Abend — auch der Dorpater Dom mag dereinst wieder deutsch sein!"

Das war damals ein kühnes Wort. Wagner hatte drei Jahre an der Dorpater Hochschule gelehrt und war von dort nach Freiburg berufen worden. Er hat Dorpat und dem baltischen Leben immer eine gute Erinnerung bewahrt und mag an die Stunden seiner akademischen Arbeit in der Dorpater Universitätsbibliothek gedacht haben, für die man den Chor der Domruine wieder ausgebaut hatte. Dort lag bis zur Zerstörung der Universität durch die Russifizierungsarbeit nach 1890 das nördlichste Zentrum deutscher Wissenschaft. Von den jungen Leuten, die Wagners Rede hörten und sie in allgemeiner Begeisterung mit Beifall begleiteten, wird kaum jemand imstande gewesen sein, ganz zu ermessen, welch ein prophetisch nationaler Glaube an unsere Zukunft darin enthalten war. Es waren die Jahre, wo das gute Verhältnis zu Rußland über alles erstrebenswert schien. Ein deutsch-russischer Zusammenstoß mit dem Ergebnis, daß Rußland die baltischen Provinzen verlieren sollte, lag damals für den Durchschnitt der politischen und nicht politischen Deutschen noch tief unter dem Horizont ihres Bewußtseins. Wagner aber hatte in Dorpat soviel vom russischen Wesen gespürt, daß er ahnte: Diese tiefe Barbarenfeindschaft gegen das deutsche Wesen wird eines Tages losbrechen und ihren Lohn davontragen.

Jetzt sind die Tage gekommen, wo des alten Führers Wort nahe daran ist, vor aller Augen wahr zu werden — wahr insofern, als die Tage wohl gezählt sind, bis die alte deutsche Kolonie Livland nicht mehr an Rußland gekettet sein wird. In welcher Form sie ihren Anschluß an die abendländische Kulturwelt findet, aus der sie stammt, ist dem gegenüber eine Frage zweiter Ordnung. Um Bischof Alberts Domkirche am Dünaufer von Riga klingt schon, zum ersten Male wieder nach dreieinhalb Jahrhunderten, deutscher Kriegerschritt, und wenn auch unser Heer für jetzt jenseit Rigas Halt gemacht hat, so werden doch nicht nur Kurlands und Rigas, sondern auch des übrigen Livland und Estlands russische Tage gezählt sein.

Die deutsche Politik kann leicht und ohne innere oder äußere Schwierigkeiten das Wort, das die Entente zu unserem Verderben zu prägen meinte, das Wort von der Freiheit der kleinen Nationen, aufnehmen. Im baltischen Gebiet, wozu auch Litauen geographisch gehört, wohnen drei „kleine Völker", die Esten, die Letten und die Litauer; dazu das baltische Deutschtum. Sowohl Letten als auch Esten greifen etwas über die politische Ostgrenze Livlands und Estlands hinaus: ein Teil des früheren Deutschordensgebietes wurde beim Untergang der livländischen Selbständigkeit ganz zu Polen geschlagen und kam mit diesem zusammen als ein Teil des jetzigen Gouvernements Witebsk an Rußland, während die Esten eine starke Kolonisation im Gouvernement St. Petersburg oder Ingermanland betrieben haben und noch betreiben. Es gibt etwa $^{5}/_{4}$ Millionen Esten, ebensoviele Letten und gegen $1^{1}/_{2}$ Millionen Litauer. Die drei Völker sind also ungefähr gleich stark. Von den Letten aber ist ein großer Teil bei der Räumung Kurlands von den Russen mit fortgeschleppt worden; diese sind jetzt tief im Inneren Rußlands, zum Teil bis nach Sibirien zerstreut, und es ist fraglich, wieviele von ihnen noch leben und wieviele wiederkehren werden. Kurland ist infolgedessen ein fast leeres Land geworden. Es ist fast so groß wie Belgien und hatte vor dem Kriege 750 000 Einwohner. Jetzt sind noch 250 000 da, von denen Letten höchstens 200 000 sein werden. Die Volksdichte beträgt also im Durchschnitt nur noch 10 Menschen auf 1 Qkm, gegen 60 in den benachbarten agrarischen Teilen Norddeutschlands. Auch aus Riga, wo die Letten, namentlich die Industriearbeiter, einen großen Teil der Bevölkerung ausmachten, sind viele Letten vor und bei der Einnahme der Stadt fortgegangen. Riga hatte vor dem Kriege 560 000 Einwohner, jetzt nur noch 230 000, und der größte Teil der Abgezogenen sind Letten, so daß das Lettentum innerhalb der baltischen Grenzen zur Zeit um $^{1}/_{2}$ Million Köpfe schwächer sein wird als früher.

Die Letten gelten als deutschfeindlich, und sie sind es auch zum Teil. Das stimmt aber mehr für die sogenannte lettische Intelligenz als für das ganze Volk. Früher war alle höhere Schulbildung in den baltischen Provinzen deutsch, und der Lette, der in einen gehobenen Beruf hinein wollte, mußte sich die deutsche Sprache und deutsches Wissen aneignen. Dann kam die Russifizierung, und die lettische Volks- und Mittelschule verschwand ebenso wie das deutsche Gymnasium und die deutsche Universität. In der Schule, im Beamtentum und in den freien Berufen, vom letzten Schreiber und Eisenbahnschaffner bis zum Richter und Rechtsanwalt, ebenso in der städtischen Verwaltung, galt nur das Russische. Der Lette, der vorwärts kommen wollte, mußte also Russisch lernen. Wird infolge des Kriegs die Trennung des lettischen Sprachgebiets von Rußland entschieden, so ist diese ganze russische Bildung für die Letten wertlos; sie können mit ihr in Zukunft ebensoviel anfangen wie mit Chinesisch. Das ist ein Hauptgrund für die Anhänglichkeit der lettischen „Intelligenz" an Rußland und für ihre Feindschaft gegen Deutschland. Anders steht es mit dem lettischen Bauern. Der Bauer ist wohlhabend, und die Höfe sind groß; abgesehen von den staatlichen Domänen ist in den drei baltischen Provinzen ungefähr die Hälfte des landwirtschaftlichen Grund und Bodens freier bäuerlicher Besitz. Die Verhältnisse liegen also anders und besser, als in den meisten Teilen Ostdeutschlands. Diese Bauern wissen sehr gut, und soweit sie es heute noch nicht wissen, werden sie es morgen wissen, daß ihr Land und ihr Korn doppelt so viel wert sind von dem Zeitpunkt an, wo sie nicht mehr zu Rußland, sondern zu Europa gehören. Im übrigen ist das Lettentum auch abgesehen von seinen Schicksalen während des Krieges ein Volk von geringer Zukunft, denn die Kinderarmut der Letten ist fast noch größer als die der Franzosen. Schon seit geraumer Zeit vermehrte das Volk sich überhaupt nicht mehr, sondern verlor noch Menschen durch Abwanderung in das Innere von Rußland, wo den Letten wegen ihrer geistigen Begabung vorteilhafte Möglichkeiten winkten.

Anders steht es mit den Esten. Der Este hat eine normale Vermehrung, er hängt aber noch fest an seiner Heimat, und wo er zu Hause nicht Platz findet, da schiebt er sich in möglichst geschlossener Siedelung über die bisherigen Stamm- und Sprachgrenzen hinüber. Die Esten drängen sowohl nach Süden gegen das lettische als auch nach Osten gegen das russische Gebiet vor. Sie sind ein nüchternes, arbeitsames und klar denkendes Volk, und in ihnen lebt ein starkes Gefühl der Abneigung, ja der Verachtung gegen das Russentum. Dem Esten erscheint der Russe vor allen Dingen deshalb minderwertig, weil er unordentlich und gewalttätig ist und große Worte zu machen liebt. Als der Krieg ausbrach, schlugen die Esten in Reval, Dorpat und auf dem flachen Lande den Deutschen einen Burgfrieden vor und haben ihn ehrlich gehalten. Sie waren bereit und sind es noch heute, mit den Deutschen im Lande zusammenzugehen und die deutschen Rechte zu achten. Die Letten sind als Indogermanen Verwandte der Deutschen wie der Slaven. Am nächsten stehen sie den Litauern. Der Este dagegen gehört zur finnisch-ugrischen Rasse, einem Zweige der Mongolen. Er ist unmittelbar verwandt mit den Finnen, denen er auch sprachlich so nahe steht, daß beide Völker sich verstehen, und seine entfernteren Verwandten in Europa sind die Magyaren und Türken. Der äußere Typus der Esten zeigt aber, daß sie irgendwann, wahrscheinlich schon in vorgeschichtlicher Zeit, ostgermanisches Blut aufgenommen haben müssen, was bei den Finnen weit weniger der Fall ist. Vielleicht ist dies auch ein Grund, daß das Estentum trotz der vollkommenen Sprachverschiedenheit und des überwiegend bis rassenfremden Blutes in geistiger Beziehung dem deutschen Wesen nahe steht und zur Verständigung mit ihm bereit ist. Politisch ist es ganz deutlich, daß die Esten von Rußland fortdrängen. Ihr Ideal wäre ein eigenes estnisches Staatsgebilde, das irgendwie seinen Anschluß an den Westen findet. Das haben auch schon die Engländer gemerkt, die sich Mühe geben, mit den Esten in Verbindung zu kommen und die estnische Jugend nach England zu Unterricht und Studium einzuladen. Englands politischer Plan ist, womöglich Finnland, Estland und Livland, wenn diese Gebiete nicht bei Rußland bleiben, unter ein englisches Protektorat zu bringen und Deutschland auf diese Weise auch von der Ostsee her anzugreifen.

Das Deutschtum ist zahlenmäßig der schwächste Volksteil im baltischen Lande. Vor dem Kriege, als die Letten noch vollzählig in Kurland, Riga und Südlivland saßen, machten die Deutschen ein knappes Zehntel von der Gesamtbevölkerung der drei Provinzen aus. Ihnen gehörte aber etwa die Hälfte des privaten Bodenbesitzes auf dem flachen Lande, fast ausschließlich Großgrundbesitz, und das meiste Kapital, die wertvollsten Immobilien, die geistige und wirtschaftliche Führung in den Städten. An diesen geschichtlichen Tatsachen kann nicht gerüttelt werden. Ebenso ist es falsch, den baltischen Deutschen vorzuwerfen, sie hätten die Letten und Esten nicht germanisiert; das war bei dem gegenseitigen Zahlenverhältnis gar nicht möglich. Während der Kolonialzeit und darnach noch bis zur Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft im Anfang des 19. Jahrhunderts schieden sich die deutschen und die „undeutschen" Stände scharf. Der Undeutsche war der leibeigene lettische und estnische Bauer. Der Aufstieg aus dem undeutschen in den deutschen Stand war im baltischen Lande so gut wie ausgeschlossen; aber in Deutschland lagen die Verhältnisse zur Zeit der bäuerlichen Leibeigenschaft auch nicht viel anders. Die Befreiung von der Leibeigenschaft kam für die Letten und Esten am Anfang des 19. Jahrhunderts durch die Initiative der baltischen Ritterschaften, und darnach gab es eine tiefgreifende Agrarreformation, die Lebensarbeit des livländischen Edelmannes Hamilcar von Fölkersan in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts. Durch sie wurde zwischen Großgrundbesitzertum und Bauerntum ein so gesundes Besitz- und

Wirtschaftsverhältnis geschaffen, wie kaum sonst auf der Welt. Von nun an beginnt auch der Eintritt lettischer und estnischer junger Leute in die höheren Schulen. Es entstand auch die junglettische und jungestnische Bewegung, die, namentlich die junglettische, die „Indigenen“, wie man im Balticum sagte, in zunehmendem Gegensatz gegen die Deutschen, die „Eroberer“, trieb. Es muß auch zugegeben werden, daß bei einem Teil der Deutschen während dieser Periode zu wenig Bereitschaft vorhanden war, die zur Germanisierung bereiten, nach oben strebenden lettischen und estnischen Elemente in die volle deutsche Gleichberechtigung aufzunehmen. Trotzdem ist aber eine ziemlich große Anzahl von Indigenen damals deutsch geworden, hat deutsche Familien gegründet und gehört jetzt, so gut wie der alte deutsche Stamm, zum Deutschtum. Ohne Frage wäre die Entwicklung auf diesem Wege weitergegangen, zumal der Widerstand beschränkter deutscher Kreise nachließ, als die Russifizierung einsetzte, mit dem Programm, zuerst das Deutschtum, dann aber auch das Lettentum und das Estentum zu fressen. Aendern sich die politischen Verhältnisse des Baltenlandes jetzt gründlich, so muß es als selbstverständlich betrachtet werden, daß Deutsche, Letten und Esten als Söhne ein und desselben Landes ein ehrliches Verhältnis gemeinsamer Arbeit zum Besten dieses Landes zueinander finden — auch dann, und dann erst recht, wenn eine starke deutsche Bauerneinwanderung aus dem Innern Rußlands, vielleicht auch aus Deutschland, einsetzt. Weder Letten, noch Esten, noch Litauer können daran denken, mit ihrer kleinen Volkszahl je eine eigene nationale Hochkultur zu erreichen. Für Volkssplitter von etwas über eine Million Menschen ist das heute nicht mehr möglich. Es geht schon nicht wegen der isolierten und für den wissenschaftlichen Betrieb nicht genügend entwickelten Sprachen. Das ganze Kulturmaterial müßte doch von einem der großen Nachbarvölker herübergenommen werden. Volks- und Mittelschulbildung in den Nationalsprachen ist möglich, wissenschaftliche Vollbildung und damit die Höhe nationaler Eigenkultur sind unter solchen Verhältnissen unmöglich. Es gibt für die drei Völker nur eine Wahl: Anschluß entweder an die russische oder an die deutsche Kultur. Darüber hat noch während des Krieges einer der Führer des Lettentums selbst geurteilt, er ziehe es dann doch vor, im klaren deutschen Wasser zu ertrinken, als im russischen Sumpf zu ersticken. Vollends bei den Esten ist es gar keine Frage, wie die Entscheidung ausfallen wird. Sie muß aber den nicht deutschen Nationalitäten des Baltenlandes von unserer Seite durch Achtung vor ihrer nationalen Eigenart und ihren nationalen Wünschen, soweit diese sich objektiv verwirklichen lassen, erleichtert werden. Deutsche Balten, Letten, Esten und Litauer sind gleichermaßen Kinder des Landes, und wenn sie unter der Russenwirtschaft in Zwang, Unfreiheit und Verhetzung leben mußten, so sollen sie nach der Erlösung von Rußland alle mit einander die Erfahrung machen, daß sie es nun besser haben, und daß vor allen Dingen für die „Indigenen“ kein Grund vorliegt, die russische Zeit zurückzuwünschen!

Eine starke Erleichterung wird für die Zukunft, sobald im übrigen von unserer Seite eine vernünftige Politik gemacht wird, für die innere Festigung der Verhältnisse im Baltenlande davon ausgehen, daß alle dort wohnenden Stämme demselben protestantischen Bekenntnis angehören. Das Deutschtum ist fest in der evangelischen Kirche der drei Provinzen verankert. Bei den Letten ist die Kirchlichkeit, namentlich in der jüngeren Generation, stark aufgelöst, und während der Revolutionszeit hat sich eine furchtbare nicht nur politische, sondern auch moralische Zuchtlosigkeit ausgebreitet. In der Hauptsache ist das eine Folge der vollkommenen Zerstörung des alten Volksschulwesens durch die Russen. Die Volksschule im baltischen Gebiet vor der Zeit der Russifizierung unterwies die Jugend in der Muttersprache, Lettisch und Estnisch, vermittelte aber der Oberstufe soviel deutsche Kenntnisse, daß die Kinder beim Abgang deutsch lesen und schreiben und sich deutsch verständigen konnten. Dazu kam ein verhältnismäßig sehr guter, stark auf die sittliche Erziehung abzielender Religionsunterricht. Auch dieser wurde von den Russen dadurch untergraben, daß die Lehrerseminarien zu Pflanzschulen eines wilden Radikalismus und religiösen Nihilismus, nach russischer Art, gemacht wurden. Hier muß also etwas Neues und Besseres von Grund aufgebaut werden. Günstiger stehen die Dinge im estnischen Gebiet. Die Esten sind eben von Natur ein anderes Volk als die Letten. Schon seit Jahrhunderten haben sie als Nation ein festes Verhältnis zur Kirche und zum protestantischen Bekenntnis. Ihre nüchterne Volksart war ihr stärkster Schutz gegen die sittliche Verwüstung durch das Russentum. Zwischen Deutschen und Esten ist auch kirchlich eine Verständigung zu gemeinsamer aufbauender Arbeit möglich. Die Zukunft des baltischen Landes beruht geistig, wie man wohl wird vermuten dürfen, zu einem wichtigen Teil auf dem deutsch-estnischen Bündnis. Es wird weder nötig noch ratsam sein, von vornherein Stellung gegen die Letten zu nehmen und der lettenfeindlichen Stimmung der Esten entgegenzukommen. Diese ist sehr ausgeprägt, und auf der Sprachgrenze in Livland sind die Esten andauernd im Vordringen gegen die kinderärmeren und weniger bodenständigen Letten. Wahrscheinlich aber wird es sich von Natur so machen, daß das deutsche Wesen mit dem lebenskräftigen estnischen Volkstum sich auch ungewollt zu einem Bündnis zusammenfindet. Der Este ist in jeder Beziehung zuverlässiger als der Lette, was übrigens nicht ausschließt, daß mitunter gerade unter den Letten sich Persönlichkeiten von starker allgemeiner Begabung und Geschicklichkeit finden.

Eins allerdings ist unmöglich: Esten und Letten bei den alten Formen unserer kirchlichen Rechtgläubigkeit, so wie sie früher im baltischen Gebiet herrschte, zu erhalten. Die auflösende Wirkung der letzten Jahrzehnte unter russischer Herrschaft und vor allen Dingen die beiden Revolutionen von 1905 und 1917 haben die alte, zum Anerkennen der kirchlichen Autorität früheren Stils bereite Art des baltischen Landvolks ausgelöscht. Die patriarchalische Geistesverfassung kommt dort nicht wieder. Wer den Letten wie den Esten in Zukunft kirchlich-religiös etwas bieten will, muß auch ihnen gegenüber von den Voraussetzungen der modernen Religionswissenschaft ausgehen. Bei den baltischen Deutschen ist noch viel mehr altkirchlicher Konservatismus vorhanden, aber die jüngere Generation ist auch nicht mehr unberührt von der liberalen Theologie. Ernstliche Auseinandersetzungen zwischen „altem“ und „neuem“ Glauben hat es noch nicht gegeben; wenn sie kommen, werden sie wahrscheinlich schneller, als die Meisten denken, im Sinne des „neuen“ verlaufen, denn der geistige Konservatismus der Balten ist viel weniger ein Ausfluß der baltischen Natur, als eine Reaktionserscheinung auf die politischen und kulturellen Zerstörungstendenzen des Russentums, die bisher auf dem baltischen Leben lasteten.

Grunewald — Paul Rohrbach

Kirchliche Chronik

Der Hirtenbrief der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe vom 1. November (KVZ 935) enthält das kirchenpolitische Programm des deutschen Katholizismus. Im ersten Teil, vom Staat, lehnen es die Bischöfe ab, daß der Staat als der Urquell alles Rechtes anzusehen und ihm eine unumschränkte Machtvollkommenheit zuzusprechen sei. „Ebensowenig stimmen wir denen zu, denen das Volk in seiner Gesamtheit als Urheber und Inhaber der staatlichen Gewalt, der Wille des Volkes als letzte Quelle des Rechtes und der Macht gilt; diese erregen und betören dann die Massen mit den Schlagworten von der Gleichberechtigung aller, von der Gleichheit aller Stände und suchen mit Gewalt eine Vorherrschaft zu begründen, die doch nur zu neuen Formen von Ungleichheit und Unfreiheit, von Vergewaltigung und Tyrannei führen würde.“ Den Staatssozialismus und die Staatsallmacht der Kriegszeit lassen die Bischöfe in christlicher Geduld gelten, wünschen aber nicht, daß diese Kriegsnotwendigkeiten zur Grundlage einer Neuordnung der staatlichen Verhältnisse in Deutschland gemacht werden. — Der zweite Teil gilt den besonderen Aufgaben und Pflichten, die die nächste Zukunft und der nahende Friede der Kirche auferlegt. Voran steht die Erziehung der Kinder. „Sache der Eltern und der Kirche ist es, für die religiöse Unterweisung und Erziehung der Kinder zu sorgen. Dieses natürliche Recht der Eltern und göttliche Recht der Kirche muß unangetastet bleiben in den Schuleinrichtungen, die der Staat ins Leben ruft.“ Unter Ablehnung der „nationalen Einheitsschule“ und jeder andern Art von Simultanschule bekennen sich die Bischöfe unbedingt zu dem Grundsatz „Katholische Schulen für katholische Kinder“, dehnen diesen Grundsatz auch auf die mittleren und höheren Schulen aus und fahren hinsichtlich der Hochschulen fort: „Es entspricht auch nicht der Gleichberechtigung des katholischen Volksteils, daß unsere Studenten auf den Hochschulen vielfach genötigt sind, die sogenannten Geisteswissenschaften, deren Auffassung und Darstellung ganz vom religiösen Standpunkt des Forschers abhängt (Philosophie, Geschichte, Religionsphilosophie und Religionsgeschichte), bei religiös indifferenten, andersgläubigen oder ungläubigen Professoren zu hören. Die Katholiken können verlangen, daß ihre studierenden Söhne und Töchter Gelegenheit haben, diese Wissenschaften nach katholischem Gesichtspunkt kennen und beurteilen zu lernen. Darum ist die Errichtung von Lehrstühlen für ausgesprochen katholische Vertreter dieser Wissenschaften eine Forderung der Gerechtigkeit, der ja in dankenswerter Weise an manchen Hochschulen bereits ganz oder teilweise genügt wurde.“ Sodann beanspruchen die Bischöfe Freiheit und Unabhängigkeit für die katholische Liebestätigkeit; diese Freiheit erscheine gefährdet durch die modernen Bestrebungen, die gesamte Wohlfahrtspflege, auch die kirchliche und die Privatwohltätigkeit, staatlich zu organisieren und zu reglementieren. Schließlich fordern sie mehr Freiheit für die religiösen Orden. „Darum ist es für uns alle ein schweres Anliegen und eine beständige Sorge, daß unsere Orden im Vaterlande noch immer nicht jene Rechtslage zu erlangen vermochten, die sie beanspruchen können und vollauf verdienen würden. Der schlimmste Stein des Anstoßes, das besonders harte Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten, ist ja nunmehr — Gott sei Dank — beseitigt. Aber immer noch halten unter dem Bann alter, öder Vorurteile einzelne Bundesstaaten ihre Grenzen nicht bloß den Jesuiten, sondern allen Männerorden verschlossen, oder sie öffnen sie nur unter den erschwerendsten Bedingungen. Die Errichtung von Niederlassungen wird gesetzlichen Bestimmungen unterworfen von einer Strenge und Härte, wie sie sonst nirgends zur Anwendung kommt. Rechte, die anderen Gesellschaften ohne weiteres zugestanden werden, versagt man den Ordensgenossenschaften. Selbst im gemeinnützigsten Wirken werden diese mit einem Mißtrauen bevormundet und beaufsichtigt, das nicht nur hemmt und hindert, sondern geradezu beleidigend wirkt.“ — Der dritte Teil behandelt zuerst das Verhältnis von Staat und Kirche und wünscht, daß unserm Vaterland „in den kommenden ernsten Zeiten“ ein friedliches Einvernehmen zwischen beiden Gewalten beschieden sei. Die Trennung von Kirche und Staat zöge sehr weittragende Folgen nach sich. „Es widerspricht dem Charakter des Staates als einer gottgewollten Einrichtung zum Heil des Volkes, daß er das höchste Gut des Volkes, seinen Glauben und seine Religion, unberücksichtigt läßt, daß er es ablehnt, Gott, von dem er selbst einzig und allein

seine Autorität empfangen hat, zu achten und zu ehren. Und wenn auch ein deutsches Trennungsgesetz nicht notwendig die glaubensfeindliche Absicht haben müßte, wie sie z. B. das französische Gesetz zeigt, so würde es doch auf jeden Fall einen so folgenschweren Eingriff in das Leben der katholischen Kirche bedeuten, daß es heilige Pflicht aller Katholiken ist, nach allen Kräften ein solches Uebel zu verhüten. Unterricht und Unterrichtsanstalten, angefangen von der Volksschule bis hinauf zu den theologischen Fakultäten unserer Universitäten, Eheschließung und Ehescheidung, die Ausbildung und Unterhaltung des Klerus, die Stellung der kirchlichen Hierarchie, die Rechte und der Besitz der kirchlichen Orden und Genossenschaften, Mithilfe des Staates für kirchliche Zwecke und Anstalten, all das würde mit einem Schlage anders. Und es würde, entgegen den geschichtlich und rechtlich verbrieften Verhältnissen, einseitig anders zuungunsten der Kirche, jener Kirche, welche unserem Vaterlande nicht nur die Segnungen des Christentums, sondern auch die ersten Anfänge der Kultur und Zivilisation gebracht hat." Dem Einwand, daß die Kirche, vom Staat getrennt, in manchen Fragen mehr Freiheit und äußere Entfaltungsmöglichkeit haben könnte als jetzt, begegnen die Bischöfe mit dem Satz: „Die volle Freiheit der Kirche wünschen wir aus ganzem Herzen; aber wir möchten sie, ohne daß das Freundschaftsband, welches Staat und Kirche heute rechtlich verbindet, gewaltsam gelöst werden müßte." — Das letzte Anliegen der Bischöfe, ihr besonderes Herzensanliegen, geht dahin, daß die Katholiken „nicht halbe, laue, abgestandene, sondern ganze und treue, entschiedene und mutige Katholiken" seien. Der vielfach geäußerte Wunsch, daß sich Katholiken und Protestanten im Glauben und in der Religionsübung verschmelzen und sich durch gegenseitige Nachgiebigkeit zu einer deutschen Nationalkirche verschmelzen möchten, wird als „unsinnige Träumerei", als Verrat am Glauben und an der Kirche verworfen. Zwar schließen sich der „schönen Zukunftshoffnung" Ein Hirt und Eine Herde auch die Bischöfe an. „Aber wir dürfen nie und nimmer ihre Erfüllung beschleunigen wollen durch Preisgabe auch nur eines Pünktleins von dem, was zum Wesen unseres heiligen katholischen Glaubens gehört, wie er durch das Lehramt der Kirche im Namen unseres Herrn und Heilandes uns verkündigt wird. Je größer die Gefahr der konfessionellen Verflachung, oder wie man zu sagen pflegt: des Interkonfessionalismus ist, die der Krieg heraufbeschworen hat, desto entschiedener, offener und freudiger wollen wir uns zu unserer Kirche bekennen, in Wort und Leben, im Gotteshaus und in der Welt, in Handel und Wandel, in Kunst und Literatur.. Danach sollen wir uns auch richten, wenn gewisse wirtschaftliche und soziale Verhältnisse den Zusammenschluß der Angehörigen verschiedener Bekenntnisse in bestimmten Vereinigungen und Verbänden nahelegen. Ein solches Zusammengehen in rein praktischen Fragen ist gewiß zulässig. Aber Niemand, der offenen Auges in die Welt blickt, wird verkennen, daß solches Zusammenarbeiten unter Umständen zur Gefahr werden kann, und daß diese Gefahr um so größer und ernster wird, je näher die gemeinsam angestrebten Zwecke sich mit Fragen der Weltanschauung und Religion berühren. Ja, es kann hier das Höchste und Größte, das Gott uns gegeben, die unsterbliche Seele und der Glaube, gefährdet werden. Darum ist es heilige Gewissenspflicht unseres obersten Hirten und eurer Bischöfe, zu wachen, daß bei solchen Anlässen der Glaube nicht Schiffbruch leide, daß etwaige Gefahren beseitigt oder nach den Vorschriften und der Uebung der Kirche durch wirksame Gegenmittel abgeschwächt werden. Wo und wann diese Gefahren vorhanden sind, und wie ihnen entgegengearbeitet werden soll, darüber zu befinden ist Aufgabe der kirchlichen Obrigkeit." — Bei dieser nachdrücklichen Betonung des katholischen Standpunkts soll doch der konfessionelle Friede nicht unterschätzt oder angetastet sein. „Immer haben wir den konfessionellen Frieden als ein hohes nationales Gut gewertet und angestrebt; daß er auch im neuen Deutschland nach dem Kriege erhalten bleibe, soll unsere ganz besondere Sorge sein. Seit vier Jahrhunderten zieht sich die religiöse Spaltung durch das deutsche Volk. Das können wir nicht ändern. Wir können die Kluft nicht schließen. Wir können und dürfen die grundsätzlichen Unterschiede und Gegensätze, die uns in unserem ganzen religiösen Denken und Leben von unseren andersgläubigen Mitbürgern trennen, nicht auflösen, nicht verschleiern, nicht verwischen. Wohl aber können wir für das bürgerliche und wirtschaftliche, das staatliche und nationale Zusammenleben und Zusammenarbeiten die Kluft überbrücken durch gegenseitige Achtung, durch ein Wohlwollen, das sich nicht mit kühler Toleranz begnügt, sondern von christlicher Liebe erwärmt und beseelt ist, durch Vermeidung und Verhütung von allem, was Andere in ihren religiösen Anschauungen und Gefühlen kränken könnte. Wir können auch Vorkehrungen treffen, daß nicht mehr aus jener Kluft die üblen Gase alter Mißverständnisse und Vorurteile aufsteigen und sich als giftige Wolke zwischen die Konfessionen legen. Gebe Gott, daß auf solcher Grundlage auch ein dauerhafter innerer Friede zustande komme, der die so wünschenswerte konfessionelle Entspannung bringt und alle einigt zur Arbeit an den großen Zukunftsaufgaben unseres Volkes!" — Der Hirtenbrief schließt mit dem Wunsch: „Möge die schöne Zeit bald wiederkehren, wo die Katholiken aller Nationen wieder Ein Herz und Eine Seele sind (Apg. 4, 32) und unbeschadet aller Treue und Liebe gegen das eigene Vaterland sich die Hände reichen zu friedlichem Wettstreit auf religiösem Gebiet, zu gemeinsamer Arbeit an den großen Aufgaben des Reiches Gottes, namentlich an dem durch den Krieg so sehr geschädigten herrlichen Werk der Weltmission. Möge der edle Eifer, der ehedem alle christlichen Nationen zu so großen Taten und Opfern verband, sie bald nach dem Kriege wieder in brüderlicher Eintracht zusammenführen auf diesem wichtigen Arbeitsgebiet der Kirche, wo die Ernte der Zukunft reifen soll!"

Die Weihnachtsansprache des Papstes soll von der Agenzia Stefani gefälscht worden sein. Der von uns der KV entnommene Text entspricht jedoch dem Wortlaut, den der amtliche Osserv. Rom. am 25. Dezember gebracht hat. KVZ bestreitet denn auch die Richtigkeit des Textes nicht, sondern betrachtet an der fraglichen Stelle den Gedankengang des Papstes als „mit dunklem Schleier verhüllt" und sucht durch ihre Exegese die „mißdeutete Stelle" aufzuhellen. Der Papst unterscheide in dem Schlußwort seiner Ansprache nachdrücklich „zwischen der kriegerisch-politischen Seite der Einnahme Jerusalems und zwischen der religiösen, übernatürlichen Bedeutung, die dem Ereignis nach dem göttlichen Weltplan zukommt. Nur um dieser Bedeutung willen begrüßt er das Ereignis, am kriegerischen Erfolg aber will seine Freude durchaus keinen Anteil nehmen, denn »Gesegnet nicht derjenige, der im Namen der Bewaffneten erschien« (d. h. in kriegerischer Absicht), sondern der im Namen des Herrn erschien (d. h. im Namen des Friedens). Offensichtlich wendet sich hier der Papst gegen die pharisäische Auffassung, als ob die gegenwärtig erfolgte Einnahme Jerusalems ein Zeichen oder Unterpfand des göttlichen Segens für die Partei der Eroberer sei." Der italienische Text der Ansprache ist KVZ 12 abgedruckt. — Zu beachten ist, daß der Osserv. Rom. 342 laut Rb am 12. Dezember geschrieben hatte: „Der Einzug der englischen Truppen in Jerusalem ist überall mit Wohlgefallen begrüßt worden. Besonders aber freuen sich dessen die Katholiken, die lebhafteste Genugtuung darüber empfinden, daß die heilige Stadt nunmehr aus der Hand einer nichtchristlichen an eine christliche Macht übergegangen ist. Dieses Gefühl der Genugtuung ist um so größer und um so begründeter, wenn wir uns der von dem Geiste der Freiheit und Gerechtigkeit beseelten Handlungsweise Englands erinnern. Diese Gesinnung gibt uns Grund, fest zu hoffen, daß die Rechte und Interessen der katholischen Kirche in dem Lande, das die Wiege der christlichen Religion war, anerkannt und gewahrt werden."

Rechtsanwalt ten Hompel in Münster, bekannt als katholischer Gegner des Antimodernismus (ChW 1909 Nr. 38 1911 Nr. 7) hat unter dem gleichen Titel Quo vadis? in der RhWZ 643, 646, 649, 650 und in der DZ 633, 635, 637, 640 643, 646 die Freiheit der Katholiken gegenüber dem Friedenswillen des Papstes, die religiöse Geltung des Papsttums gegenüber allem Weltimperialismus der Kurie eingehend vertreten.

Gestorben Hugo Laemmer, Professor des Kirchenrechts in Breslau, 83 Jahre alt, 1858 als Privatdozent von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten. J K

Vom Tage

14

Dunkelheit. Wir hatten nur ganz wenige Lichter am Baum. Eins nach dem andern erlosch, jedesmal wuchs die Dämmerung, die Schatten schwankten. Als das letzte Licht wie ein kleines Strahlennest im dunkelgrünen Gezweig schimmerte, da fühlten wir ganz die edle Kraft des Lichtes.

Vornehm ist die kleine Kerze, die mitten in der weiten Dunkelheit ihre Märchenstrahlen wirft, kämpfend mit der Dämmerung der ringsum eindringenden Nacht. Gemein ist die Fülle knallenden Lichtes, die keine Spur des Dunkels übrig läßt. Welch ein Verdienst hat das Licht, das nicht in der Dunkelheit scheint?

In unsrer Kirche hatten sie alle Gasflammen angezündet. Bis in den letzten Winkel drangen die Strahlen. Und dürftig gingen in diese Fülle grellen Lichtes die dünnen roten Lichtlein der beiden Weihnachtsbäume am Altar mit ein. Warum zündete man die Lichter der Bäume überhaupt an? Da sie doch kaum sichtbar verschwanden in der Lichtflut? Ich dachte an meine Jugendzeit. Da brannten nur die Altarkerzen und die Lichter der Weihnachtstannen. Und manche Leute hatten sich ihre Kerzen mitgebracht, um das Gesangbuch lesen zu können. Aber wie strahlte da das Licht! Wie kämpfte es mit der Dämmerung in den hohen Gewölben! Da war das Licht ein sinnenfälliges Symbol des Mysterjums.

Einst kam das Licht in die Finsternis, um die Finsternis zu erlösen. Jetzt kommt das arme dürftige kleine Jesuslicht des Weihbaumes in die protzende Tageshelle der elektrischen und der Gasflammen. Mit der Finsternis konnte es kämpfen. Aber was soll es inmitten des allgemeinen Lichtes? Was hat es in der frechen Fülle des Komforts der Neuzeit zu suchen?

Wahrlich, wir haben es verdient, im fünften Kriegswinter in völliger Finsternis zu sitzen. Peter Soltwedel

Verschiedenes

Ich warte. Ein Straßburger Roman. Von Niklaus Bruck. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1917. 447 S. 4, gebunden 5,50 Mk.

Als der Feldmarschall von Manteuffel im Spätjahr 1879 zum ersten Mal nach Metz kam, mußte er die Kränkung erleben, daß sämtliche Mitglieder des Gemeinderats mit Ausnahme eines einzigen seine Einladung zu einem Gastmahl ablehnten. Dieser einzige, ein aus Luxemburg stammender Bankier, dem der Feldmarschall sein Mißvergnügen über die Haltung seiner Kollegen aussprach, erwiderte ihm: „Soyez tranquille, Excellence! Les Français s'en vont et meurent, les Allemands viennent et naissent." Aber Manteuffel verschmähte diese Anweisung auf die Zeit und sagte kurz: „Das nützt mir nichts. Ich bin ein alter Mann. Ich kann nicht warten."

Wie vieles, was man im Elsaß erleben mußte, ist aus diesem Nichtwartenkönnen entsprungen! Und doch muß es jedem verständigen Menschen einleuchten, daß die Umwandlung der Gesinnung von anderthalb Millionen Menschen nur allmählich und in langer Zeit, nicht aber nach Art einer methodistischen Bekehrung vor sich gehn kann. Nach einem Friedensschluß, wie wir ihn hoffen, wird das Haupthindernis einer normalen Entwickelung, die Aussicht auf den bevorstehenden Revanchekrieg, beseitigt sein. Aber das Wartenkönnen wird auch dann noch wichtig sein. Denn der Krieg hat den Elsässern mancherlei neue Erlebnisse gebracht, deren Eindruck wiederum nur die Zeit verwischen kann. „Ich warte“ ist daher für Vergangenheit und Zukunft des Elsaß eine gute Losung.

Jede Herrschaft über eine zivilisierte Bevölkerung kann nur dann moralische Erfolge haben, wenn sie sich durch verständnisvolles Eingehn auf deren Gefühle und Denkweise empfiehlt. Bei dem Mangel eines vertrauten geselligen Verkehrs zwischen der altdeutschen Einwanderung und der gebildeten Klasse der einheimischen Gesellschaft ist die Fremdheit beider Kreise noch nicht überwunden. Es ist darum dankenswert, wenn talentvolle Schriftsteller in guten Büchern die Kluft zu überbrücken suchen. Bücher von hochgespanntem patriotischem Pathos nützen nicht das Mindeste. Eine wahrheitsgetreue und liebevolle Darstellung elsässischen Lebens ist das Beste, was die Literatur für die Lösung der deutschen Aufgabe im Elsaß tun kann.

Aus diesem Gesichtspunkt verdient das Buch, auf welches diese Zeilen aufmerksam machen wollen, die wärmste Empfehlung. Ich habe 37 Jahre im Elsaß gelebt und glaube meine Zeit nicht verloren zu haben. Daher traue ich mir ein richtiges Gefühl zu, wenn es darauf ankommt, bei Darstellungen von elsässischen Menschen und Verhältnissen das Echte und Gediegene von anmaßender Unkenntnis zu unterscheiden. Ein starkes Heimweh nach dem St. Thomasstaden und den engen Gassen um die Thomaskirche, das mich bei dem Lesen des Buchs ergriff, bezeugte mir die künstlerische Kraft der Schilderung. Und wie die Straßen und Plätze, die Ufer und Brücken der Ill, die Erscheinungen des Münsterturms und die Landschaft am Kochersberg, so ist auch das Leben in den alten Häusern der Innenstadt und das Denken und Fühlen ihrer Bewohner mit liebevollem Verständnis aus gründlicher Kenntnis dargestellt. Die Erzählung hat wenig Spannendes, nichts Aufregendes. Es fehlt ganz das „Problem“, das den Virtuosen moderner Belletristik unentbehrlich dünkt. Aber gerade diese Schlichtheit der Vorgänge und die Einfachheit der Motive läßt das große geschichtliche Problem, mit dem die Menschen der Gegenwart fertig werden müssen, in seinem ergreifenden Ernst hervortreten. Die handelnden Personen sind in keiner Weise außergewöhnlich. Aber sie sind rein aufgefaßte und fein durchgeführte Typen aus dem elsässischen Bürgertum, so daß, wem das alte Straßburg vertraut ist, mit allen bekannt zu sein glaubt. „Ich warte“ hat keine politische Tendenz, es sei denn die der Gerechtigkeit in der gegenseitigen Beurteilung von Elsässern und Eingewanderten, welche die Voraussetzung bildet für friedliches Zusammenleben und fruchtbares Zusammenwirken. Selbstverständlich ist dieses Programm nur unter der Voraussetzung einer deutschen Zukunft des Landes zu verstehen, die dem Verfasser nicht zweifelhaft ist. Und so darf es immerhin als ein gutes Vorzeichen betrachtet werden, daß dieses Buch noch während des Kriegs auf elsässischem Boden entstehen konnte. Ich wünsche dem Buch sehr viele Leser. Es kann viel dazu beitragen, böse Stimmungen und ungerechte Urteile zu vertreiben. Friedrich Curtius

Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule. Von Bruno Tanzmann. Hellerau-Dresden, Wanderschriften-Zentrale 1917. 96 S. 3 Mk.

Der von warmer Begeisterung getragene Verfasser hat sich seine Bildung durch eigene Kraft erworben. Sieht man von allem Nebensächlichen ab und sucht den besonderen Wert seiner Schrift zu bestimmen, so ist sie in erster Linie ein Zeuge dafür, daß künftighin neue Bildungswege, und zwar nicht durch den Staat, nicht durch Zwangsschulung, gebahnt werden müssen und daß es nicht genügt, die schon vorhandenen für weitere Kreise zu öffnen. Für die Sache der Volkshochschule im besonderen wirft die Schrift nicht das ab, was der Titel erwarten läßt, wenigstens nicht für die, die sich schon länger mit dem Gegenstand beschäftigt haben und deren Nachdenken darüber schon mehr ins Einzelne vorgeschritten ist. Abgesehen davon, daß wir uns die Organisation der Volkshochschulen etwas anders denken (vergl. den Titel der Schrift), sagt Tanzmann nichts über die Methode des Unterrichts und sehr wenig über die Gestaltung des Zusammenlebens. Vor allem aber: das Ziel der Volkshochschule ist für ihn Erziehung zu völkischem Bewußtsein und völkischer Lebensgestaltung. Und dem wird soviel Gewicht und Raum in der Denkschrift beigelegt, daß der Schein entsteht, es handle es sich darum, für dieses Bildungsziel eine neue Gelegenheit zu schaffen. Wie man auch dazu sich stellen mag, jedenfalls wird dadurch der für die Volkshochschule wesentliche Gedanke, um dessen Klärung und Einhämmerung es sich zunächst handelt, nicht unerheblich getrübt, nämlich Leuten aus der Mitte des Volkes heraus zur Gewinnung wirklicher geistiger Selbständigkeit zu verhelfen.

Otto Wilhelm

Der Religionsunterricht einst, jetzt und künftig. Von Dr. Rudolph Penzig. Berlin, Georg Reimer 1916. 159 S. 2,40 Mk.

Der Verfasser entwirft ein Programm für den Religionsunterricht der neuen Schule der Zukunft. Er selbst bekennt sich zum Diesseitsglauben; eine Menschheitsreligion ist es, in der er die Jugend erzogen sehen möchte. Für die erste Stufe sieht er, in völliger Verkennung der Schwierigkeiten, die eine verfrühte Behandlung dieser Kindern so fern liegenden Fragen bereitet, eine allgemeine Einführung in die Religionsgeschichte vor. „Die Auffindung Moses im Schilf des Nil, die Simson-, Herakles-, Siegfried-Sagen, Romulus und Remus mit ihrer Wölfin, Theseus und Achilleus, die Jugend Siddharta-Buddhas, die Kindheitsgeschichte Jesu, der Tod der Gerechten, Loki und Baldur, Satan und Christus — alles dieses kann und soll gleichwertig behandelt werden.“ (S. 89). Dazu Querschnitte durch die Entwicklungsgeschichte religiöser Vorstellungen und Gebräuche. Der Lehrer soll diesem Lehrstoff entsprechend in seiner Schilderung der verschiedenen Religionsformen strenge Neutralität walten lassen und seine eigene religiöse Stellung möglichst wenig hervortreten lassen (105). Aus der Bibel werden nur einige klassische Stellen mitgeteilt; „sie gehört keineswegs in die Schule; sie gehört kaum ins Haus; sie gehört in die Bibliothek“. Die zweite Stufe nimmt die Kulturkunde ein, die Darstellung der Entwicklung der Menschen vom Rudel schweifender Bestien zu der nach hohen Zielen strebenden Menschheit unserer Tage, eine Aufgabe, die allerdings wohl eher vom Geschichtsunterricht zu lösen wäre. Die Oberstufe behandelt schließlich die „Lebenskunst“, die Probleme des sittlichen Lebens. Ziel des Gesamtunterrichts ist, die Jugend zu Menschen heranzubilden, die „allem Leiden und Sterben, aber auch aller Sünde und Schuld zum Trotze“ ihr Leben mit sittlichen und Schönheitswerten erfüllen, die auf dieser Erde heimisch werden und ein jenseitiges Leben nicht begehren. — Das Christentum, ja der Gottesglaube überhaupt gilt dem Verfasser als überwunden und absterbend. Wir wollen mit ihm über seinen Glauben nicht rechten, aber fordern könnte man, daß er den Gegner, den er bekämpft, genauer kennt. Seine Urteile über das Christentum verraten, daß er sich nur oberflächlich mit ihm beschäftigt hat und seinem innern, geistigen Gehalt fern steht. Wissenschaftlich wertlos sind der erste und zweite Teil seiner Schrift, die den Religionsunterricht von „einst“ und „jetzt“ behandeln. Hier wimmelt es von Ungenauigkeiten, schiefen Urteilen und vorschnellen Behauptungen. Alles in Allem wird die Schrift ihren Leserkreis finden; in den Kreisen der religiös Halbgebildeten und Ungebildeten, unter den religionsgeschichtlich und historisch mangelhaft Geschulten wird sie sich Freunde erwerben, denn sie ist beredt und eindrucksvoll geschrieben. Der evangelische Religionsunterricht braucht sich aber unter keinen Umständen auf eine Umgestaltung seines Wesens im Sinne Penzigs vorzubereiten. Carola Barth

Kriegsandachten. Von Karl Seilacher. Stuttgart, Steinkopf 1916. 80 S. 1 Mk.

Die religiöse Kriegsliteratur hat nicht unentwegt aus dem Ewigen geschöpft. Darum ist schon vieles davon aus dem Kreis des Lebendigen ausgeschieden und mit anderen Zeiterscheinungen in die Reihe der historischen Dokumente gesunken — nicht immer zur Ehre unserer Kirche. Anders das obige Büchlein. Es wird auch für die Friedenszeit mehr als bloßes Kriegsandenken bleiben. In einer schwäbischen Landpfarrstube entstanden vereinigt es in etwa 40 wohlabgerundeten Gesprächen — oft nur 10 bis 15 knappe Sätze enthaltend — eine Fülle eindringlicher Gedanken. Die Form ist meisterhaft: oft das rein persönliche Ich, meist das seelsorgerliche Du — und dabei doch so schlicht zu bleiben, das ist eine Kunst! Die Selbstverständlichkeit des Echten zeichnet es aus. In der Hand verinnerlichter Pflegerinnen und nachdenklicher Lazarettkranken, da würde man das mit liebevoller Kleinkunst ausgestattete Buch gerne sehen. J. Schairer

Die Seligpreisungen. Predigten, im Weltkrieg 1915 in der Rembertikirche zu Bremen gehalten von E. Uhlig. Leipzig, A. Strauch 1916. 56 S. 1 Mk.

Kurze, fesselnde Predigten über die Seligpreisungen im Weltkrieg, vom freien kritischen Geist Bremens getragen, tapfer gegen alle Verstandes- und rein materielle Kultur für den Sieg der idealistischen Mächte kämpfend, damit wir Gottes Offenbarung in diesem Krieg verstehen: „Wir waren Weltvolk, wir sind Weltmacht, wir sollen Weltseele werden!“ Sehr lebhaft in der Gedankenführung, unruhig oft von einem Gedanken zum anderen springend, erfordern sie viel Aufmerksamkeit vom Hörer. Gustav Mahr

Von der Hoheit des Christenlebens. Stille Gedanken für Feld und Heimat. Von Lic. Renatus Hupfeld. Zweite Auflage. Berlin, Trowitzsch und Sohn 1917. 109 S. 1,40 Mk.

Zwölf gehaltvolle, feinsinnige Betrachtungen eines Feldpredigers, im Felde entstanden, ursprünglich nur für Nächste geschrieben, darum zwanglos aufgebaut und frei vom Bestreben nach Außenwirkung, von ganz persönlichem Gepräge. Der Theologe ist nicht verleugnet. Als Leser sind zunächst Gebildete gedacht, doch ist nicht der Kopf, sondern das Herz angeredet, sodaß jedermann das Büchlein mit Gewinn zur Hand nehmen kann. Wer in den Kriegszustand der Seelen etwas hineingeblickt hat, wird finden, daß sich darin die allerhand Christenfragen wiederspiegeln, die in jetziger Zeit Beachtung, Klärung, Antwort und Lösung wollen. Wes Geistes Kind der Verfasser ist, zeigt schön der Abschnitt „Vom Brückenbauen“, dem Mt. 5, 9 zugrundeliegt.

Karl Schiller

Kleine Mitteilungen

„Jeder Kunstgriff literarischer und rhetorischer Art in Bild und Schaustück ist angewandt worden, um unsre Handlungsweise anzuschwärzen, unsre Ziele zu entstellen und unsre Sache als eine Sache der Heuchelei und des Imperialismus darzustellen. Zum Teil ists der Erfolg dieser Lügenapostel, aber auch reine Unwissenheit, daß die Demokratien Europas, und nicht nur in den neutralen Ländern, von

unsrer Herrschaft und unsern ferneren Zielen weithin eine sogar ganz ehrlich gesagte falsche Auffassung haben." — Auf welcher Seite sind diese Worte gefallen? Auf Seite der Mittelmächte oder unsrer Feinde? Man könnte Spaltenlang Sätze nebeneinanderreihen, in denen beide Teile fast wörtlich gleichlautend ihre Anklagen und ihre Beteuerungen niederlegen. Und dennoch? Oder vielleicht: eben deswegen!? —

Von der französischen Seele. Es dient zur Beurteilung ihres Verhaltens gegen uns, die Feinde, wenn wir immer wieder darauf achten, wie sich die Kämpfe in ihrer eignen Welt abspielen. „Der Zerfleischung der Feinde" — schreibt Otto Grautoff im Literarischen Echo — „folgt jetzt die Selbstzerfleischung. Ein entsetzliches Schauspiel. Alles, was die 1914 geeinigten, von Poincaré kommandierten Intellektuellen uns Deutschen vorwarfen — Schurkerei, Verrat, Betrügerei usw. — werfen sich die Franzosen jetzt untereinander vor. In diesem brutalen, rücksichtslosen und auf Tod und Leben gerichteten Kampf zwischen der Kriegspartei und der Friedenspartei werden von beiden Gruppen die schärfsten, die rohesten, die schamlosesten und widerwärtigsten Beschimpfungen wie selbstverständliche Attribute vernünftiger Bürger gebraucht. Der äußere Kampf ist fast vergessen. Der innere Kampf beherrscht Alle." —

Ueber die Empfehlung der Doppelehe wollten wir alsbald weiter berichten. Aber die Schrift von Torges (vgl. Nr. 52) ist „vollständig vergriffen". Daß irgendwelche militärische oder bürgerliche Behörden die Schrift oder Sache tatsächlich sollten empfohlen haben, über diese Verleumdung ist ja kein Wort weiter zu verlieren. Sie gehört zu der Fabel von der Fettgewinnung aus Menschenleichen. —

Von dem Riß, den dieser Krieg in die Christenheit brachte, ist die Brüdergemeine wegen ihrer Kleinheit und Ausbreitung besonders schwer betroffen worden. Daß man aber in ihrem deutschen Teil „unendlich oft" die Meinung vertreten hörte: „Was brauchen wir die englische und amerikanische Brüdergemeine? Es sind derartige schroffe Worte und Aeußerungen gefallen, daß wir gar nicht mehr zusammen arbeiten können und wollen!" (Herrnhut Nr. 52) — das gehört nun zu den Dingen, die ich niemals verstehen werde. Worüber eine Christenheit zerfällt, darüber müßte eine Brüdergemeine doch glücklich hinwegkommen! Und sie wird es auch. Ich erinnere mich gut, wie furchtbar zerrissen Herrnhut im Jahre 1866 war: Hie Sachsen, hie Preußen! Es war auch damals ein leidenschaftliches Parteinehmen zwischen den Brüdern. Darnach fand man sich wieder zusammen. So wird es jetzt auch gehn. Wills Gott vorbildlich. „Ja ich meine fast, ob diese Versöhnung gelingt oder nicht, davon hängt die Zukunft der Brüdergemeine ab." Das meinen wir auch. Der Mahnruf in Herrnhut 52, der uns Anlaß gibt dies auszusprechen, schlägt eine Aussprache zwischen einem Vertreter der deutschen und der englischen Unität möglichst bald noch während des Krieges vor, etwa in Dänemark. Aber das ist Nebensache.

Wie die Leser aus dem heutigen Beiblatt ersehen, habe ich die Friedenserklärung der Aner und Genossen mit unterschrieben. In allerletzter Stunde. Es bleibt bei meinen Vorbehalten gegenüber der Formel im Einzelnen: sie hat für mich keine im engeren Sinn politische Bedeutung, keinen Beruf und keine Macht, auf die Beschleunigung oder Gestaltung des kommenden Weltfriedens mit einzuwirken, und ihre Bezugnahme auf die Aussicht, daß künftig keine Kriege mehr vorkommen werden, teile ich nicht. Aber ich habe fortwährend Gelegenheit, meine persönlichen Ansichten auszusprechen; um so eher kann ich es verantworten, ja um so mehr fühle ich mich verpflichtet, auch Gemeinsames zu betonen und mitzuvertreten. Ich stehe zu der Erklärung wie zu irgendwelchem formulierten Bekenntnis sonst: wollte man damit jeden Buchstaben sich aneignen, wer sollte dann noch mit bekennen; man bekennt sich zum Geiste der Absicht und des Inhalts. Weshalb ich aber zuletzt nach langer Zurückhaltung unterschrieb, das war die Haltung der Andersmeinenden. Die Art, wie die Fünf bekämpft, die Gedanken, mit denen sie zurückgewiesen wurden, halte ich für Christen so unmöglich und für die Kirche so schädlich, daß ich auf die andre Seite treten mußte, mochte sie scheinbar noch so sehr Minderheit sein.

Vielleicht wird das Beiblatt erst der nächsten Nummer beiliegen. Auch werden die Leser sich darauf gefaßt machen müssen, daß die Christliche Welt demnächst nur alle vierzehn Tage erscheint. R

Noch einmal Kirchliche Chronik

An der Universität Warschau soll eine evangelisch-theologische Fakultät errichtet werden; die Professoren seien bereits ausgewählt. Deutsche Blätter erblicken in der geplanten Gründung vor allem eine Maßregel, die die Polnischmachung der evangelischen Deutschen Polens beschleunigen soll.

Die Bolschewiki-Regierung hat den muselmanischen Stämmen Rußlands volle Glaubensfreiheit und das Recht der Selbstverwaltung zugesichert und sie aufgefordert, die Revolution zu unterstützen.

Wie verlautet, will sich der Vatikan auf dem Petersdom eine drahtlose Station einrichten. Die italienische Regierung soll keine Schwierigkeiten bereiten.

Von den Schwestern und Kleinkinderlehrerinnen des Kaiserswerther Verbandes deutscher Diakonissenmutterhäuser stehen zurzeit 3743 in 3093 Pflegestätten (Krippen, Säuglingsfürsorgestellen, Kindergärten, Bewahranstalten, Kinderhorten, Strickschulen u. dgl.) im Dienst von 204855 Kindern. J K

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag 22. Januar $8\frac{1}{4}$ Uhr Bleichstraße 40 Kleiner reformierter Gemeindesaal: Macht, Recht und Christentum. Professor Dr. Julius Richter.

Halle a. S. Freitag 1. Februar $8\frac{1}{4}$ Uhr St. Nicolaus: Die evangelische Kirche im Kriegsheere. Seminarprorektor Plath.

Leipzig. Dienstag 29. Januar 8 Uhr Dresdner Straße 7: Luthers Stellung zum Sozialen. Pfarrer Liebster-Thekla.

Magdeburg. Montag 18. Februar 4 Uhr in der Stadtmission Vortrag von Geh.-San.-Rat Dr. Brennecke: Vom Wissen zum Glauben.

Religionslehrer an sächsischem Gymnasium würde gern **Waisenkind** im zarten Alter an Kindesstatt in sein Haus aufnehmen. Anfragen unter **W. S.** vermittelt Rade, Marburg.

Unsere Bildermappen
fürs deutsche Haus

(v. D. Rud. Schaefer, Karl Bauer, Ernst Liebermann, Johanna Beckmann u. a.)

sind so stark verlangt worden, daß wir zu einem Neudruck genötigt waren, den wir nicht mehr zum alten Preise verkaufen können. Der Preis mußte von 1 Mk. auf **1,50 Mk.** für die Mappe erhöht werden.

Vorrätig sind jetzt die Mappen: Nr. 1. Musica, 2. Großvater und Großmutter, 4. Allerlei Gärten, 9. Bismarck, 10. Im Wanderschritt des Lebens, 12. Unsere Führer I., 13. Unsere Führer II., 14. Seehelden, 18. Helden in Feldgrau, 19. Deutsche Märchen.

Stiftungsverlag-Potsdam.

Geyer & Rittelmeyer

können durch ihre Bücher unserer aufgewühlten Zeit die religiöse Tiefe geben, die so notwendig ist, damit ein Segen und nicht ein Fluch das Ende aller Trübsal wird.

Es seien besonders empfohlen:

Rittelmeyer, Jesus. Ein Bild in 4 Vorträgen. Geh. M. 1.75, geb. 2.75.

Geyer, Erlebtes Christentum. Ein Wegweiser f. d. religiöse Gegenwart. Geh. M. 1.—.

Geyer & Rittelmeyer, Gott und die Seele. Ein Jahrgang Predigten. Geh. M. 6 —, geb. 7.50.

Ebenso wird empfohlen:

Schott, G., Erwachen zur Wirklichkeit. Den Kämpfern um Freiheit und Einheit in Religion und Weltanschauung. Geh. M. 2—, geb. 3.—.

Schott, G., Menschheitsziele. Kart. M. 1.50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder geradenwegs vom Verlag **Chr. Kaiser**, Buchhandlung, **München**, Marienplatz.

Einbanddecken zur Christlichen Welt

sind für jeden Jahrgang in zwei Ausführungen zu haben: die alte, früher geführte (Renaissancestil) und eine schlichte neue. Der Preis ist für beide gleich, je 3.50 Mk. bei den jetzigen Teuerungsverhältnissen. Wir bitten bei Bestellungen genau anzugeben, ob die alte oder neue Einbanddecke gewünscht wird, und für welchen Jahrgang.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 3.80 Mk. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Die Türken, die Engländer und wir deutschen Christen
Von Wilhelm Herrmann 1915 — Mk. 0,50

Politische Kriegsfürsorge
Von Kurt Wolzendorff 1915 — Mk. 0,50

Christenglaube in Krieg und Frieden. 1. Im Krieg
Von Martin Rade 1915 — Mk. 1,30

Was heißt „Liebet eure Feinde"?
Von Theodor Birt 1915 — Mk. 0,40

Zwei Schicksalsfragen: 1. Vom Schicksal der Werte 2. Vom Werte des Schicksals
Von Paul Jaeger 1916 — Mk. 1,—

Altmutter. Bauerndrama aus der Zeit des großen Krieges in vier Aufzügen
Von Fritz Philippi 1916 — Mk. 0,90

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Voreinsendung des Betrages mit Porto (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.